



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Sundermann, H.: Das Gold in der mythischen Vorstellung der Germanen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Das Gold in der mythischen Vorstellung der Germanen

Don H. Sundermann in Berlin



Das berühmte Taciteische Wort: „Ich weiß nicht, ob die Götter in ihrem Wohlwollen oder im Zorne den Germanen Silber und Gold versagt haben“ hat mit dem Eintritt der deutschen Stämme in den Geschäfts- und Kulturverkehr mit den Römern bald seine Berechtigung verloren, und auch der Germane erfuhr die Wirkung des Goldes, wie sie Diodorus Siculus schildert: „In der Natur des Goldes liegt es begründet, daß seine Gewinnung hart, seine Sicherung schwierig ist, daß es die größten Leidenschaften erweckt, und daß Glück und Kummer in seinem Gefolge sind.“

Ob den Germanen das Gold schon vor der Einwanderung in ihre jetzigen Grenzen bekannt gewesen ist, läßt sich nicht entscheiden; dieselbe Etymologie des westfinnischen *kulde*, esthnisch *gollo*, macht es jedoch wahrscheinlich, mehr noch sprechen dieselben Züge der griechischen und der deutschen Heldensage dafür. Aber erst mit der Erkenntnis seines Wertes und seiner Macht bricht bei den Germanen die unbezähmbare, rücksichtslose Sehnsucht nach dem glänzenden Metall hervor. Die Heerkönige häufen auf ihren Zügen Gold auf Gold und verteilen das leicht erworbne leichte Herzens wieder unter ihre Mannen. So finden wir das Gold schon in den ersten Anfängen des germanischen Heldensanges als die geheimnisvolle Macht, die Kampf entfesselt und Frieden stiftet. Der Besitz des Goldes wird ein notwendiges Zubehör des rechten Helden; Glück und Kummer sind in seinem Gefolge, und wie der Mensch jedes Ziel seiner Wünsche zur idealen Höhe emporhebt, so wurde ihm das Gold das „edle Metall.“

Auf dieser Stufe erst konnte das Gold als Schatz in die mythischen Vorstellungskreise übergehen und in der höhern wie in der niedern Mythologie weite Kreise ziehen.

Dieser Umstand, der die Schatzsage zu einem verhältnismäßig späten Bestandteil der Mythologie macht, darf für die Beurteilung nicht außer acht gelassen werden. Es wäre denkbar, daß man sich früher himmlische Schätze vorgestellt hätte; aber überall ist das Gold, wenn nicht der einzige, so doch der vorherrschende Bestandteil des Schatzes, und die sonstigen Kostbarkeiten sind offenbar spätern Ursprungs. Mögen also die mythischen Anklänge an indische, persische, griechische und andre Sagen auf einen gemeinsamen Ausgangspunkt zurückführen, so werden doch die dunkeln Vorstellungen eines unbestimmten Schatzes erst mit dem Auftreten des Goldes im Verkehr der Germanen Leben und Entwicklung erhalten haben.

Ich will hier nun nicht auf das Gold in der eigentlichen Schatz- und Heldensage eingehn; was hierhin gehört, ist bekannt genug; weniger aufgehell't aber ist die Bedeutung des Goldes in den niedern mythischen Vorstellungskreisen.

Die mythischen Vorstellungen gehn, wie der Berliner Volkstumsforscher

Wilhelm Schwarz in so überzeugender Weise in allen seinen Werken darlegt, von den einfachsten Beobachtungen und Reflexionen aus. Den Wesen und den Geistern unter und auf der Erde, wie später den Mächtigen „dort oben“ werden die eignen Gefühle und Beweggründe untergelegt; das Leben dort oben spielt sich unter denselben Erscheinungen und Handlungen ab wie bei den Menschen. Als diesen das Gold, der Schatz, zum begehrenswerten Besitz wurde, wurde er es auch den Kobolden der Erde und den in den Wolken hausenden Wesen.

Aber sie sind glücklicher als die armen Menschen, da ihnen alles Gold der Erde, der Gewässer und der Wolken zur Verfügung steht, das ihnen der Mensch erst in schwerer Arbeit und unter fortwährenden Gefahren abringen muß. Diese beiden Lokalisationen des Schatzes auf der Erde und „dort oben“ sind voneinander unabhängig und der einfachen Anschauung entnommen. Das hindert natürlich nicht, daß später Besonderheiten des Erdschatzes und des Wolkenchatzes ineinander übergehen. Jedenfalls ist der Goldschatz ursprünglich nicht mythischer Natur.

Die „goldne Zeit“ seiner Phantasie war dem Germanen die Zeit, wo einst das Gold mühelos den Sterblichen zuteil wurde, wo die Goldmühle Grottr es mit ihrem Drehen hervorbrachte (vgl. die Sage vom Goldesel), wo das Gold noch nicht die Quelle ewigen Haders und Kampfes war. Aber die neidischen Riesen brachten das Unglück:

Sie (d. h. die Menschen) warfen im Hofe heiter mit Würfeln  
Und kannten die Gier des Goldes noch nicht;  
Bis drei der Thurfentöchter kamen,  
Reich an Macht, aus Riesenheim.

Die „stoßen die Goldkraft“ (Voluspa, Str. 21), und „da wurde Mord in der Welt zuerst,“ der sich als Fluch von Geschlecht zu Geschlecht weiter auf den Besitzer des Goldes vererbt.

Nicht wie die Indier oder die Griechen lernten die Germanen zuerst das Flußgold kennen, da die Flüsse der südrussischen Steppe und Germaniens wohl früher ebensowenig goldhaltig waren wie heute. Erst der Verkehr mit den Römern und den Galliern öffnete ihnen den Blick dafür, welche Schätze ihre Berge bargen, und nur allmählich gelangten sie dazu, in primitiver Weise das leicht erreichbare Gold zu fördern. Die Zwerge, die in den Bergen und Hügeln hausen, sind die Hüter und Wächter des Schatzes; sie sind die ersten Goldschmiede und fertigen herrliche und künstliche Geschmeide für Menschen und himmlische Wesen. Sie unterweisen auch die Helden und die Heldenknaben, die ihrer Pflege überwiesen werden, in dieser Kunst, und so sehen wir mehrfach Recken der Sage als kunstreiche Goldschmiede (Wieland); sie belohnen die guten Menschen mit Schätzen (Rübezahl) und helfen aus Not und Unglück (Hauskobolde, Ackerzwerge). Aber Strafe und Verderben trifft den Frevler, der übermütig in ihr Reich eindringt, um ihnen den Schatz zu rauben. Einigen freilich gelingt die Bezwingung; aber der im Kampf unterlegne Zwerg weiß sich zu rächen und belegt das Gold mit dem Fluche, daß der Besitz dem Besitzer Verderben bringe. In der Heldensage geht dieser Fluch in schrecklichen Kämpfen und Katastrophen in Erfüllung; in der Ortsage ist dem Besitzer eine bestimmte Lebensfrist gesetzt, nach spätestens sieben Jahren stirbt er.

Bald ist es ein Berg, bald eine Burg, in der der Schatz gehütet liegt; das Schwert, das früher den Zugang zu ihm öffnete, ist allmählich der blauen Blume oder der Wünschelrute gewichen; auch das Dpfen schwarzer Höllentiere besiegt den Widerstand der Unterwelt. Wenn aber Sinrock sagt: „Die Unterwelt gönnt ihre Schätze nur dem stillen Fleiße des Landmanns, dem sie goldne Körner spendet,“ so entspringt doch eine solche allegorische Deutung mehr der dichterischen Betrachtung späterer Zeit.

Doch die Unterirdischen wissen am Ende das Gold immer wieder in ihre Gewalt zu bringen. So manchem ist es schon während des Lebens wieder entschwunden, wenn er sprach oder sich gegen die Gesetze der Unterwelt verging; vielen ist das Teufelsgeld unter den Händen zu Unrat geworden. Die alte Sage läßt den Schatz, z. B. den Nibelungenhort, in den Fluß versenkt werden oder versinken, und der Höllebrunnen, der „Helleput,“ nimmt jetzt oft Schätze auf. Dort unten ruht das Gold dann und kann nicht wieder ans Licht gefördert werden. Ein besonders schwerer Fluch ist es, wenn Menschen, die das Gold in schlechter oder unnützer Weise verwandt haben, nach ihrem Tode selber Güter des Schatzes sein müssen; sie können jedoch durch unschuldige, gute Menschen davon erlöst werden. Das scheint freilich ein später entstandener versöhnlicher Zug zu sein, denn das Anheimfallen des Schatzes an den Böser widerspricht dem Wesen des Fluches.

Immer aber sind es kühne, mutige Leute, die den Unterirdischen den Schatz entreißen. Das hat gewiß dazu beigetragen, daß an Stelle der Zwerge den Recken der Heldensage in späterer Zeit Unholde, Riesen und Dämonen als Schatzwächter gegenübertreten; Sigfrid, Loki und Ortnit kämpfen noch mit den Zwergen, sie sind die ursprünglichsten Gestalten der Heldensage, die in unmittelbarem Zusammenhang mit der Göttersage stehen; aber bald erscheinen Zwerge, auch solche mit riesigen Kräften, nicht mehr als würdige Gegner.

Doch ist das nicht der einzige Grund für die Austauschung; sie ist vielmehr das Ergebnis der Verschmelzung verschiedener Vorstellungskreise. Nicht nur in Bergen, auch in Flüssen und in Gewässern sind goldne Schätze enthalten; für die Lokalisation z. B. des Harlungenschatzes auf Dreifach haben sicherlich die Goldwäschen an dieser Stelle des Rheines den Ausschlag gegeben. Dieses Wassergold nun ist oft unzugänglich und erscheint der Phantasie wie durch Unholde bewacht. Das Fanigold liegt in Sümpfen und Morästen verborgen; tief unten auf dem Meeresgrunde zwischen Klippen hat Grendel seinen Palast, im Meeresleuchten schimmern die Schätze der See; auf einsamer Heide hütet Fasuir den Wasserchatz, und weltabgelegen, in Moor und Bruch, flimmern die Frelichter über blühenden Schätzen oder liegen die tiefen Höllebrunnen. Dieser von Drachen gehütete Schatz ist, wie sich ergeben wird, der Gewitterschatz, aber es spielt auch die Vorstellung der Hel, der Unterwelt, hinein, der er angehört, und die ihre drohenden Geister ausschickt, ihn zu bewahren.

Die germanische Hölle ist eine Wasserhölle, der Natur des Landes entsprechend; „die hell ist enmitten, da daz ertriche aller sumpfigest ist,“ sagt Berthold von Regensburg; durch unergründliche, unbeweglich daliegende Wasserlöcher steigt man zu den Sitzen ewiger Trauer hinab (Mummelsee und ähnliches),

aus Niflheim steigen die giftigen Dünste und Nebel als verderbenbringende Dämonen empor. Dieselben Tiere, die der Hölle angehören, liegen schützend auf Schätzen. Die Beschreibung eines dem Cerberus ähnlichen Wesens finden wir z. B. in dem Carmen de Brunsbergo (übersetzt):

Dort liegt ein greulicher Hund, gefesselt an finstere Grotte,  
Als der Hüter des Schatzes, da drunten, tief unten, gelagert.  
Tiefschwarz das Ungeheuer, doch Feuer strahlet sein Blick,  
Und dem geöffneten Rachen entströmet verderblicher Pesthauch.

Der schwarze Höllenhund begegnet uns am häufigsten als Wächter; außerdem noch die Kröte, der Drache und vor allen Dingen die Schlange, die ursprünglich nichts anderes ist als Hel selber. Was in den Sumpf gerät, ist ihr verfallen (wie die Feigen), und die Gewässer geben ihren Raub nicht wieder her, wie die Erde. Erst wenn der Schatz in den Fluß oder Brunnen versenkt ist, ist der Fluch von ihm genommen.

Beide Schatzörter sehen wir vereinigt im Nibelungenhort; hier ist die ursprüngliche Vorstellung gewahrt, daß er den Zwergen gehöre, aber zugleich wird er dem Niflheim ausgeliefert, das doch mit den Geistern der Berge, Acker und Felder keine Gemeinschaft hat. Unterirdische und Unterwelt sind hier gleichgestellt; da aber die Zwerge in den deutschen Mythen nirgends den Charakter von Unterweltdämonen angenommen haben, kann die Übertragung des Schatzes an diese nicht in seiner ursprünglichen Natur begründet sein. Und in der Tat scheint diese erst möglich, nachdem sich die nebelhaften Vorstellungen von den vernichtenden, trügenden und unangreifbaren Wasser- und Sumpfdämonen zu dem ausgeprägten Begriff eines Unterweltreichs und ihrer Beherrscherin Hel verdichtet hatten. Jetzt erst konnte der ethische Gedanke Bedeutung gewinnen, daß der Fluch des Goldes von der Hel auferlegt sei, nur um Zwietracht und Unglück zu stiften, und daß erst das Versinken des Goldes den Bann wieder löse.

Vor der Entwicklung der mythischen Vorstellungen in dieser Richtung liegt, entsprechend dem Bergschatz, der den anthropomorphen Vorstellungen entspringt „Wolkenschatz dort oben.“ Wilhelm Schwarz hat die Natur dieses Wolkenschatzes als des Gewitterschatzes festgestellt. Im Gewitter wurde der in den Wolken verborgene Schatz bloßgelegt, um den die Wolkengewesen dort oben, die Gewitterriesen und Sturmdämonen, dann die himmlischen Götter, den Kampf führen.

Später übertrugen sich diese in den Wolken beobachteten Erscheinungen auf die Erde, und wir finden den Wolkenberg wieder als mit feuriger Lohe (Waberlohe) umgebenen Berg oder damit umgebene Burg; nur wenigen ist es vergönnt, mit dem Blitz (der gegabelten Rute oder dem gezückten Schwert) das Zauberschloß zu öffnen und den Schatz zu heben oder die Jungfrau zu erlösen. Die Wasser der Wolke, in denen der Schatz den Blicken entrückt ist, werden zu irdischen Flüssen und Brunnen (vgl. die pommerschen Kalkborn, die kochenden Brunnen, deren Sagen Gewittersagen sind); die Drachen, die das Auge in den Wolkengestaltungen erkannte, lagern sich über den Gewässern, in denen das Wolkengold ruht.

Das kostbarste Stück dieses Schatzes ist das goldne Halsband oder der wunderbare Ring, nämlich der in den Wolken erscheinende Regenbogen, der

zwar nicht dem Kreise der Gewittererscheinungen angehört, aber als glänzendste aller Lichterscheinungen dem feurigen Wolkenschatz erst die schönste Zierde gewährt. Die ursprüngliche Vorstellung betrachtete ihn als den Himmels- oder Sonnenring (so heißt er heut noch in Bayern), der die Wasser dort oben banne. Er ist der goldne Ring, später die goldne Brücke, denn seine oberste Farbe ist gelb. In den Wolken erscheint er, sich verdoppelnd oder verdreifachend, wie denn auch der Ring der Helden Sage die Kraft hat, sich zu vervielfältigen; aber aus der Erde entsteht er und führt von Hel zu Walhall. An der Stelle, wo der Regenbogen aufsteht, liegt eine goldne Schüssel oder Schale, das Abbild des Wolkentessels, in der ein goldner Schatz liegt. Aus dem Regenbogen fallen Goldmünzen zur Erde nieder, und zufällig gefundene Goldbleche heißen Regenbogenschüsselfein. Der in der Sage wiederkehrende wunderbare Ring geht wohl auf diesen bannenden Ring zurück und ist nicht eine verblaßte Form des Halsbandes.

Um zu jener Vorstellung zu gelangen, mußte man sich die Wolken mit Wesen belebt denken. Allgemein ist jetzt wohl die Anschauung durchgedrungen, daß die dort oben ihr Wesen treibenden Gestalten ursprünglich als Tiere erschienen, die dann bald gewisse überirdische Funktionen erhielten. Diese wurden natürlich nach menschlichem Maßstab gemessen. Der die Wolkengestalten umspannende Regenbogen war auf dieser Stufe die goldne Halskette, die die im Herbst verschwindende rote Kuh, die Götterkuh Rudhumbla, die über die Himmelsbrücke geführt wird, trägt. Auch der in die Unterwelt führende Hirsch, der Mahirzi, ist mit dem Halsband geschmückt, und ebenso sind es die Himmelschwäne. Bei der fortschreitenden Anthropomorphisierung der Gottheiten, während der die Tiere zu Nebenfiguren der Götter herabsanken, ging das Halsband natürlich an eine Göttin über, und so sehen wir Frigg, später auch Freya, als seine Besitzerin, die mit ihrem Schmuck viel Unheil anrichtet. Von den Schwänen ging das Band auf die Schwanjungfrauen über.

Der Ring umspannt die ganze Erde und hält unten die Wurzeln des Weltbaumes zusammen, damit die Welt nicht aus den Fugen gehe. Die nordische Yggdrasil ist in der deutschen Sage gewöhnlich eine Eiche, und an ihrem Fuße liegen Schätze. Hin und wieder ist aber der Baum auch eine Birke, wie im Reinaerdt. Dieselbe Vorstellung spricht in schöner Weise die minussische Sage von Alkhan und Midoli Mirgän aus:

Über zwölf der Himmelsländer  
Wächst auf eines Berges Höhe  
Eine Birke in die Lüfte.  
Goldne sind der Birke Blätter,  
Goldne ist der Birke Rinde.  
An dem Fuß der Birke lieget  
Eine Spanne tief im Boden,  
Ganz gefüllt mit Lebenswasser,  
Dort eine goldne Schale.  
Von der Wurzel bis zum Wipfel  
Ist die Birke ganz bewachsen  
Mit den Fasern weißen Graßes.

Die erdbannende Kraft des Regenbogens, wie auch sein plötzliches, strahlendes

Emportauchen verleiht dem Ring einen zauberischen Charakter. Vor allen Dingen vermehrt er sich selbst, dann aber auch Schätze überhaupt; mit dem Verlust des Ringes ist die Zauberkraft dahin, wie z. B. bei dem Verlust der weiblichen Gürtel, bei dem Ringe der Walküren u. a.; wenn der Schwan den Ring in den See fallen läßt, geht die Welt unter. Die kühne Tat aber eringt ihn manchmal: mit dem Blitze schleudert Thor nach den Frauen, mit dem Athieb besiegt der Malknecht die goldringgeschmückte Swanwit, mit dem Schuß gewinnt Wielant die Schwanjungfrau; bekannt sind die beiden Beispiele des Nibelungenliedes, Brunhilds Gürtel und Krimhilds Ring; mit dem Ring hat Lohengrin seinen Schwan gezwungen (Parcival, 826, 16):

nu braht im aber sin friunt der swan  
 ein kleine gefüege seitiez.  
 sins kleintotes er da liez  
 ein swert, ein horn, ein ringerlin.  
 hin fuor Loherangrin.

Durch seine Kraft können sich Götter und Menschen in allerlei Gestalt wandeln; er macht sichtbar oder unsichtbar.

Ein weiteres Stück des Schatzes ist der Kamm oder die Krone, die aber bei weitem nicht die Rolle in der Sage spielt, wie der Ring. Sie gehört ursprünglich nicht zum Schatze, sondern ist der Kopfschmuck der den Wolken- schatz hütenden Schlange oder des Drachens, des schlangengleich durch die Wolken oder zur Erde hinschießenden Blitzes. Die Schlange hat einen goldnen Kamm oder eine goldne Krone auf dem Haupte. Aus den Gewittervorgängen kann ich mir allerdings diese Vorstellung nicht genügend erklären, aber sie scheint eine Analogie zu der Phantasie zu sein, die alle Ungeheuer mit blitzsprühenden Augen, flammenschnaubenden Rüstern und funkenknisterndem Schuppenpanzer vor sich sieht. So scheint aus dem Haupte der Blitzeschlange das Feuer zu züngeln, wie es bei Hesiod vom Typhorus heißt:

Aus dem Gerüste des Kopfes  
 Brach unter den Brauen das Feuer hervor;  
 Und aus allen Häuptern lodert züngelnd die Flamme.

Eine Übergangsvorstellung vom leuchtenden Haupte zur Krone dürfte in der estnischen Sage von der Frühjahrs-Schlangenversammlung am Markustag zu finden sein: die Unterirdischen haben dem Schlangenkönig seine Krone geschmiedet; der blendende Glanz lockt sämtliche Schlangen heran, daß sie um den König einen Haufen von der Größe eines großen Heuschobers bilden, aus dem das Haupt des Königs gleich der Sonne hervorleuchtet.

In die Krone ist der Schlangenstein eingesetzt; er verleiht, so lange er dem Besitzer verbleibt, Sieg und Unverletzbarkeit und wird darum auch Siegestein genannt; mit seinem Verlust wird Widerstandskraft und aller Mut genommen. König Midung läßt den Kampf solange aussetzen, bis ihm der vergessene Talisman gebracht ist. Dieser Stein ist vielleicht das Symbol des Blitzens und Funkelns der Sonne.

Ich habe hier versucht, in kurzen Zügen Grundvorstellungen der Gold- und Schatzsage einheitlich darzustellen; es sollte hier nicht gezeigt werden, wie

sich diese Sagen im Götter- und Heldenmythos ausgebildet haben, sondern wie die ursprünglichen, durch keine feste Überlieferung gebundenen phantasievollen Vorstellungen nebeneinander wogten, sich vereinigten und wieder entwirrten. Aber der Fluch, den der Zwerg Andwari auf den Niflungenhort gelegt hat, ist auch heute noch nicht von dem Golde, dem glitzernden Zaubergolde, geschwunden.



## Leipziger Dramaturgie

### 3. Wallenstein



Wallenstein, Schillers dramatisches Gedicht in drei Theilen, steht in seiner Art einzig da, nicht sowohl wegen des von keinem spätern nachgeahmten Lagers, das zu einem unübertrefflichen Vorspiele gestaltet ist, als wegen der poetischen und dramatischen Führung des Ganzen, das uns überall da, wo die beiden ideal-romantischen Figuren Max und Thekla nicht in den Vordergrund treten, trotz des Verfes wie Wirklichkeit anmutet. Es ist darüber, ob es rätlicher sei, alle elf Aufzüge in einem „Tagewerke“ vorzuführen oder sie auf zwei, nach Befinden drei Abende zu verteilen, viel geklügelt worden. Da unsre Theater, wenn man von einigen hier nicht in Betracht kommenden Ausnahmen absieht, auf Vorstellungen bei künstlicher Beleuchtung eingerichtet sind, und ein vielstündiges Verweilen in einem geschlossenen Raume viel anstrengender und erschlaffender ist, als ein ebenso langes Zuschauen unter freiem Himmel, so hat sich die Vorführung in einem Tagewerke nirgends recht einbürgern können, und man hat sich wohl ziemlich allgemein dahin geeinigt, daß es auch für den größern oder geringern Kunstgenuß, der dem Publikum aus der einen oder der andern Verfahrensweise erwachsen kann, am besten ist, an ein und demselben Abend das Lager und die Piccolomini zu geben und darauf gleich am nächsten Tage Wallensteins Tod folgen zu lassen.

Auch hier in Leipzig wird die Wallenstein-Trilogie meist in dieser Weise aufgeführt, und der Teil des Publikums, der sich ohne Unbequemlichkeit zwei Theaterabende hintereinander abmüßigen kann, ist damit zufrieden. Das hiesige „Lager“ bietet in seiner gegenwärtigen Inszenierung ein buntes belebtes Bild, bunter und belebter, als man es früher auch an großen Bühnen zu sehen gewohnt war, und wenn es einem in erster Reihe um die Wirkung des Kunstwerkes zu tun ist, vielleicht ein etwas zu unruhiges Bild. Est modus in rebus, sunt certi denique fines. Die Meininger, deren Verdienste um die Inszenierung hier nicht geschmäfert werden sollen, gehn, was Volksszenen anlangt, von der Annahme aus, je mehr ein Volkshause auf dem Theater einem wirklichen ähnele, um so mehr sei erreicht, was man zu erstreben habe. Da sie dabei nicht immer die doch wesentliche Frage berücksichtigen, wie weit man gehn dürfe, ohne daß der Volkshause, der gewissermaßen den Hintergrund oder, wie in der Musik, die Begleitung darstellen soll, diesen seinem Wesen entsprechenden Charakter verliere und sich, offenbar in der besten Absicht, zu sehr in den Vordergrund bringe, so wird durch ein solches Sichvordrängen von Gruppen, die nicht in den Vordergrund gehören, bei dem Zuschauer dasselbe Mißbehagen erweckt, als wenn er wahrnimmt, daß auf einem Bilde nebensächliche Zutaten zu sehr ausgeführt worden sind. Desungeachtet ist es neuerdings im Gegenfaze zu frühern Gepflogenheiten Sitte geworden, dem Volkshausen ohne Rücksicht auf die von den Personen des Stückes entwickelte Haupt-handlung völlig freien Lauf zu lassen. Je munterer und ungezwungner, desto besser. Ich weiß nicht, ob ich damit im Sinne der Mehrheit spreche, aber ich